

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	21 (1931)
Heft:	39
Artikel:	Das verlorene Lied
Autor:	Diers, Marie
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-644593

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das verlorene Lied.

Von Marie Diers.

Es war einmal eine arme Bauersfrau, die ernährte nach dem Tode ihres Mannes ihre fünf Söhne recht und schlecht mit ihrem dürftigen Besitztum, in dem zerfallenen Gehöft am Ende des Dorfes. Sie mühete sich redlich, pflügte selbst mit ihren Rühen das sandige, steinige Ackerstück um, das weitab am Rande des Kiefernwaldes lag, und mußte den reichen Bauern, die ihr hin und wieder ihre Pferde liehen, in hartem Tagelohn die Gefälligkeit abarbeiten.

Wenn die andern Leute sich schlafen legten, ging oftmals ihre Hausarbeit des Waschens, Brothabens und Fleidens erst an, und wenn im Dorf die Morgenglocke klang, war sie eben fertig und konnte nun wieder an ihre Hofarbeit gehen.

Indessen war sie von fröhlicher Gemütsart und sang bei ihrer Arbeit alle Lieder durch, die sie je bei Rüter Hennecke in der Schule gelernt hatte, und das war eine ganze Menge. Sogar beim Kartoffelhauen sang sie, und der Pastor meinte, er höre es allemal schon in seiner Sakristei am Gemeindesang, ob die Wiete Wolter dabei sei oder nicht. Sie wäre das „Rüdgrat“ sagte er. Und ihre fünf Jungs lernten das von ihr.

Die Leute im Dorfe sagten, die Wolterjungen sängten sich den Hunger weg, und wie das der Wiete zu Ohren kam, meinte sie, es sei besser, ihn sich wegzusingen als wegzugetteln, denn stolz war sie, und schenken ließ sie sich nichts. Das hatte ihr auch noch ihr Mann auf dem Sterbebette eingeprägt, und was Johann sagte, war allemal wohl gesagt. —

Zur Sommerszeit zogen die Kinder zum Beeren suchen in den Wald. Die drei Großen schleppten abwechselnd die zwei Kleinsten auf dem Rücken. Dort im Wald waren sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und keine Kinder in Stadt und Land brachten solche Bütten und Krüge mit nach Hause wie die Wolterjungen. Die verstanden das Büden, und Augen hatten sie auch im Kopf von ihrer Mutter her.

Dann machte sich die Bauersfrau bisweilen, ein- oder zweimal im Sommer den Festtag, daß sie mit dem großen Mittagstisch im Knüpfstuch hinausging und ihre Kinder suchte. Und das war nicht schwer, denn deren helles Singen kam schon von weither durch den Wald, daß er davon schallte.

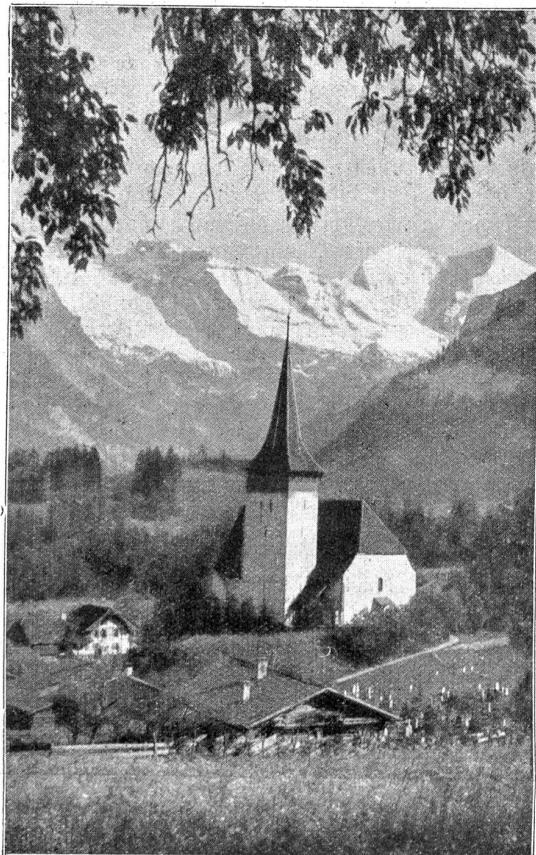
Dann saßen sie miteinander im tiefen Dickicht, wo die Baumwipfel rauschten, und ein seltsam tiefes Atemholen und Ausruhen kam über die Frau, daß sie beinahe meinen konnte, sie habe es am besten auf der ganzen Welt.

Indessen kamen auch oftmals schwere Sorgen auf sie nieder, die saßen zur Nacht auf ihr wie schwarze Vögel, die an ihr rissen und pickten, daß sie nicht wußte, wohin in ihrer Angst. Aber sie hielt sich steif und machte keine Schulden. Denn wer im Dorf Schulden machte, mit dem ging es bergab, bis er zuletzt mit dem Bettelsack vom Hofe mußte, das erlebte man öfter.

Dann getrostete sie sich auch wieder, daß ihre Jungs ja mit jedem Jahr größer wurden, daß sie ihr jetzt schon Knecht und Magd ersetzten, und daß der liebe Gott sie nicht im Stich lassen werde. Und darüber schlief sie auch immer wieder ein. Am Tage aber war keine Zeit zum Sorgenmachen.

Nun besaß diese Bauersfrau noch eine merkwürdige Gabe, die sie wohl von ihrer Mutter geerbt hatte, aber weil sie in viel härteren und bedrängteren Lebensumständen war, stärker und klarer herausarbeiten konnte: Das war ein natürlicher Verstand für die Behandlung bei Krankheiten von Mensch und Vieh. Es war keine Hexerei und Fazerei dabei, wie es ein paar alte Frauen im Dorfe trieben, sondern nur ein merkwürdig feines Empfinden für das, was in der Natur zusammengehört und was sich befindet. Danach suchte sie

die Kräuter, lochte ihre Tränklein, liebte ihre Pflaster und — was vielleicht oft das Beste von allen war — legte ihre braven, brauen Hände dem Kranken auf Kopf und Leib und sang ihnen bisweilen eins ihrer frischen Lieder vor.



Die Kirche von Frutigen.

Darum war nie eines ihrer Kinder länger krank als eine Stunde, ihr Vieh auch nicht, und sie zerweinte sich manchmal in einer stillen Sonntagsstunde den Kopf, wenn sie dachte, daß sie ihren Johann vielleicht auch aus dem Typhus hätte herausholen können, aber damals war sie noch sorgloser und gedankenloser gewesen und hatte sich in ihrer Kunst noch nicht so geübt. Da hatten sie einen Doktor gehabt und hatten auch noch so viel Geld, daß sie den bezahlen konnten. Aber seitdem hatten sie keinen Doktor mehr holen können, weder zu den Kindern noch zum Vieh, und es wurde alles auch so wieder gefund.

Im Dorf schickte man auch oft zu ihr, sobald eines das Fieber hatte oder die fallende Sucht oder die Kinder die Rachenbräune. Man hielt mehr von ihr als vom Doktor, der soviel Geld kostete, während man der Wiete Wolter keinen Groschen zu geben brauchte, und es waren viele, wenn auch nicht alle, die sich lieber ihre Tränklein und Pflaster und den festen Druck ihrer brauen Hand wünschten als das Stillen der alten Besprecherinnen. Sie lief auch immer hin, wohin man sie rief, wenn es ihr auch oft Zeit kostete und sie in ihrer Arbeit störte. Aber das frische Leben in ihr drängte sie an die Krankenbetten, und es war ein merkwürdiger Trieb in ihr, mit der Krankheit zu ringen und sie niederzustoßen. Dieser Trieb ließ sie ebensowenig der unterbrochenen Arbeit nachsinnen, als auch Geld dafür verlangen. Ja, dieser Gedanke war noch kein einziges Mal in ihr aufgewacht, und er war in keinem der Dorfbewohner aufgewacht.

Unterdessen waren ihre Söhne groß und stark geworden, hüteten den Bauern schon das Vieh und halfen ihr so kräftig in der Wirtschaft, daß sie meinte, wenn sie nur Geld hätte, möchte sie den Streifen am See dazu kaufen oder ein Stück Pfarrland pachten. Aber dazu hätte sie wenigstens ein Pferd haben müssen, denn mit Kühen allein war das nicht mehr zu bestellen.

An einem schönen, warmen Sommertage kam ein Fremder ins Dorf, ein feiner Herr, der sich im Krug einmietete und erzählte, er sei innerlich krank und entfliehe dem Städteleben und den Arzten, die er bis über den Hals satt habe. Da meinte der Krugwirt, er solle sich doch einmal die Wiete Wolter holen lassen, die werde ihn gesundkriegen.

Er lachte darüber, wie eben Städter über Bauernschneid-schnad lachen, aber als er ein paar Wochen hier gewesen war, trat er eines Tages bei Wiete in den Kuhstall, als sie gerade beim Melken war, lehnte sich an die Kalkwand und erzählte ihr von dem Bohren und Drehen in seinen Eingewinden und von dem Sausen im Kopf und den wilden Fräzen, die ihn immer umgaben. Wiete sagte nicht viel dazu, aber sie sah ihn mit ihren klaren, blauen Augen an, und ihr blondes Haar glühte aus dem braunen Kopftuch hervor, und ihm ging es plötzlich durchs Herz wie ein Stoß, daß er dachte: „Die Frau hat ja eine magnetische Kraft.“

In dieser Stunde im Kuhstall wurde Wiete Wolters Geschick entschieden. Denn der Herr schrieb an alle seine Freunde und Verwandten in der Stadt, hier im Dorf lebe eine Wundermacherin, und wer krank, nervenkrank oder auch körperlich siech sei, solle nur herkommen. Er „garantiere“ für Hilfe.

Es dauerte auch nichts, da kam eine Kutsche ins Dorf gefahren, und zwei feine Damen gingen mit hochgerafften Kleidern an Wiete Wolters Mistgrube vorbei. Wiete wollte erst lachen, und ihre Jungen standen hinter den Türen und rissen die Mäuler auf. Aber als vor Wietes Ohren anfing, das alte, vertraute Leidenslied zu flingen, immer dieselbe Melodie, mag auch der Text sich tausendmal verändern, da sprang wieder der lede, frische Geist in ihr auf, der sich unterfing, auch mit dem ärgsten und dem allvornehmsten Uebel den Gang zu wagen.

Als die Damen fort waren und Wiete in ihre Stube zurückkam, lagen da drei blonde Taler auf dem Tisch, und Wiete meinte erst, die Damen hätten sie vergessen und wollte ihnen damit nachlaufen. Aber ihr Nelester hielt sie fest und sagte ihr, das solle sie behalten, das sei die Bezahlung für ihren Tee.

Da sagte sie: „Jung, büst woll mall in' Kopp.“ Über in dem Augenblick ging ihr etwas auf, das Wort stochte ihr auf den Lippen, der Mund blieb ihr offen stehen. In dieser Stunde stieg eine neue Welt für Wiete Wolter empor.

*

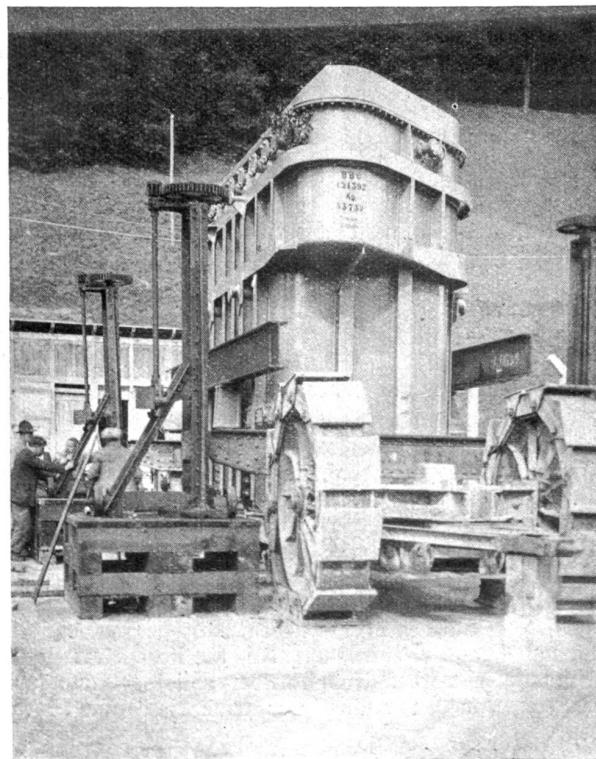
Sie wurde reich. Daß Kutschen ins Dorf kamen, war schon ein tägliches Geschehnis, kein Kind lief deswegen mehr vor die Tür. An ihrer Mistgrube wandelten Herren und Damen jeden Alters, jeden Standes vorbei. In dem lehmgestampften Flur, in dem hinter der Bodenleiter Krautköpfe in Erde vergraben lagerten, drängten sich die Wartenden. Bei gutem Wetter setzten die Jungen Bänke und Schemel in den Hof. Auch der Krugwirt wurde reich. Wiete arbeitete nicht mehr in Hof und Feld. Ihre Jungen laufsten Land dazu, hielten Knecht und Magd, bauten die Stallgebäude aus. Sie selber hatte keine Zeit mehr für solche Arbeit. Oft standen schon in erster Morgenfrühe ihre Patienten da, die über Nacht im Krug geschlafen hatten und den anderen vorkommen wollten. Sie ließen dann Geld auf dem Tisch liegen, das Wiete nie zählte, immer nur mit der Hand zusammenlehnte und in die Schublade schob. Die Jungen holten sich dann heraus, was sie brauchten.

Ihre Kraft wuchs bei diesem Getriebe, aber zu körperlicher Arbeit hatte sie keine Lust mehr. Sie stand auch immer erst aus dem Bett auf, wenn ihre Söhne sie riefen, es seien Kranken da. Ihre harte, braune Hand wurde weicher und weißer, aber sie behielt ihren festen Druck, ihre Sicherheit. Nie dachte die Bauersfrau darüber nach, ob auch ihre Mittel hülfern oder nicht. Sie hatte gar keine Zweifel.

Manchmal kam ein Brief mit Klagen und Anschuldigungen. Ihre ganze Kunst wäre Betrug, die Krankheit wäre wieder da, oder ein paarmal hieß es, der Kranke sei gestorben. Wiete las die Briefe nicht, denn sie konnte geschriebene Schrift gar nicht lesen. Das hatte es bei Küster Hennecke noch nicht gegeben. Der Krieg lag herum, und die Magd, die auch nicht für Lesen war, warf ihn ins Feuer, oder die Söhne fanden ihn, grinsten und sagten: „Dat's jo allens Dred“, denn sie hatten schon begonnen, nur noch das Geld im Tischkasten zu schäzen und weiter nichts.

Aber eins war jetzt auch vorbei: das Singen. Keiner sang mehr im Wolterschen Hof. Die Frau hatte keine Zeit, wie einst bei der Arbeit, oder wenn sie auf den Betten saß und ihre verzweifelten Kranken sah und linde einsang, oder ihnen Mut ins Herz sang. Jetzt traten sich die Hilfesuchenden auf die Haken, jeder drängte schon dem Vorgänger nach, jede Minute und Sekunde wurde dem nachgezählt. Und die Jungen hatten auch das Singen verlernt. Ging schon mal einer draußen im Hof an, dann hieß es gleich von drei, vier Seiten: „Still, ach bitte, still, ich kann das nicht vertragen“, denn oft saß ja der halbe Hof voll von Leidenden mit hinsfälligen Mienen.

Wie die Jungen aber das Singen verlernten, wurde allmählich alles Dred außer Mutters Geld im Tischkasten. (Fortsetzung folgt.)



Phot. O. Rümbeli.

Ein imposantes Erzeugnis der Schweizer Industrie.

Dieser 23 000 kg schwere Deltank (Erzeugnis der Firma Brown-Boveri A. G.) wird dieser Tage in die neue Transformer-Station Engehalde Bern eingebaut. Zum Transport benötigte man vier 5 Tonnen-Lastwagen.